



Euro 3,50

Poste Italiane s.p.a.
Spedizione Abbonamento
Postale – 70%
NE Bolzano

BODEGA LA RIERA
FOTO Hannah Berestizhevsky

Anarchismus oder die Utopie eines herrschaftsfreien Lebens

Inhalt

Gabriel Kuhn

Zuspruch für den Anarchismus als Ideal zu finden, ist nicht allzu schwierig. Ein herrschaftsfreies Leben, wer will das nicht? Die Skepsis beginnt, wenn es um die Verwirklichung geht. Der Anarchismus sei ein schöner Traum, heißt es da, eine Utopie, die sich nicht realisieren ließe. Die Menschen seien dazu nicht fähig, sie bräuchten Vorschriften und Regeln, zu viele würden sich sonst auf Kosten der Gemeinschaft ein bequemes Leben machen. Außerdem würde die Wirtschaft ohne finanziellen Ansporn brach liegen. Sicher wäre auch niemand mehr, der Menschen würde zu des Menschen Wolf, das Leben „ekelhaft, tierisch und kurz“, wie es Thomas Hobbes 1651 im *Leviathan* ausdrückte, einer der großen Legitimationsschriften des modernen Staates. Was ist dem aus anarchistischer Perspektive entge-

genzuhalten? Wenig mehr als das praktische Beispiel. Behaupten kann man vieles, aber die Menschen haben das Recht, Dinge mit den eigenen Augen zu sehen. Doch was haben Anarchist*innen vorzuweisen? Der Frage lässt sich nicht nachgehen, ohne das Untersuchungsfeld abzustecken. Wovon sprechen wir, wenn es um den Anarchismus geht? Verteidiger*innen des Anarchismus holen bei praktischen Beispielen gerne weit aus. Sie verweisen auf griechische Philosophen, die in Tonnen lebten, auf urchristliche Gemeinden und besonders gerne auf indigene Gesellschaften ohne Staat. Solche Verweise können durchaus interessant sein, für diesen Text sind sie jedoch unerheblich. Dass sich die Menschen, auf die hier verwiesen wird, nicht als Anarchist*innen verstanden, ist nur ein Problem. Das

Eine historische Reise in das anarchistische Barcelona der *Rosa de Fuego* unternimmt **Dolors Marin Silvestre**. 4-5

Haimo Perkmann rekonstruiert Ansätze, Anarchismus praktisch zu denken 6

Philipp Mock betrachtet die *Anarchistische Bibliothek* in Wien als Zeitkapsel in zwei Richtungen. 11

Markus Pfeiffer zeichnet kurzweilig die anarchistischen 1990er Jahre nach. 12

Martin Hanni geht auf anarchistische Spurensuche in Sprache und Literatur. 13

Von einer Entdeckung auf der Biennale in Venedig berichtet **Hannes Egger**. 14

Die SAVANNE gewährt eine Leseprobe aus dem Roman *Iris und Pupille* von **Anne Marie Pircher**. 15

FOTOSTRECKE

Die Künstlerin **Hannah Berestizhevsky** begibt sich auf die Spuren des Anarchismus in Barcelona.

GALERIE

Alfredo Meschi und **Massimo Giovannini** möchten mit ihrem Kunstprojekt auf das Leid der Tiere in der Massentierhaltung aufmerksam machen.

La Rosa de Fuego

Welche Herrschaft? Welches Rechtssystem? Hat die Demokratie ausgedient? Gibt es Alternativen zu den um sich greifenden Autokratien? Tendenzen zur Nicht-Anerkennung der staatlichen Macht, von Institutionen und Autoritäten haben weltweit Aufschwung, denken wir etwa an Eigenstaatler*innen, Separatist*innen, „Selbstverwalter*innen“ oder auch an die No-Vax-Bewegung. Viele dieser Gruppen setzen an die Stelle der Wissenschaft „alternative Fakten“ und anstelle des Rechtsstaates ihren Glauben an andere autoritäre Strukturen. Die Anarchist*innen wiederum vereinen traditionell die Idee von Gleichheit und Gerechtigkeit mit Freiheit. Sie wollen frei sein, wollen für sich selbst entscheiden, was gut oder schlecht für sie ist, für ihren Körper und ihren Geist. Wer möchte nicht ein herrschaftsfreies Leben? Sind wir als Gemeinschaft zu dieser Leistung fähig? Oder brauchen wir Vorschriften und Regeln? Darüber sinnieren gelehrte Menschen seit Jahrtausenden.

Kann die Anarchie ein Idealzustand sein? Etwa als herrschaftsfreies friedliches Zusammenleben! Nicht ganz so friedlich verlief das bisher größte und längste anarchistische Experiment, als sich zwischen 1936 und 1939 in Barcelona eine anarchistische Räterepublik etablierte. Die Epoche dieser Stadt ging als *La Rosa de Fuego* in die Geschichte ein, worüber Georg Orwell schrieb: „Niemand lebte dort außer den Bauern und uns selbst, und niemand hatte einen Herrn über sich.“ Ist es ein utopisches Ziel, von der Anarchie zu träumen? In Barcelona endete schließlich alles in Gewalt, Kirchen und Klöster gingen in Flammen auf, schließlich wurde das Militär entsandt. Die Gegner des Experiments sprechen von der „Tragischen Woche“. Es bleibt die Frage, ob wir uns nicht als Menschheit insgesamt quasi-spiralförmig in die Richtung der Herrschaftslosigkeit bewegen. Doch bedeutet dies nicht, dass wir zu gläsernen Menschen werden, die alle Geheimnisse offenlegen und das Gesetz verinnerlicht haben, um friedlich zusammenleben zu können?

Haimo Perkmann / Hannes Egger

<hr/>	
HERAUSGEBER	Distel-Vereinigung
ERSCHEINUNGSORT	Bozen
PRÄSIDENT	Johannes Andresen
VORSTAND	Peter Paul Brugger, Gertrud Gasser, Martin Hanni, Bernhard Nussbaumer, Reinhold Perkmann, Roger Pycha, Hannes Egger, Haimo Perkmann
KOORDINATION	
VERANSTALTUNGEN	
PRESSERECHTLICH	
VERANTWORTLICH	Vinzenz Ausserhofer
FINANZGEBARUNG	Christof Brandt
SEKRETARIAT	Hannes Egger I – 39100 Bozen, Silbergasse 15 Tel +39 0471 977 468 Fax +39 0471 940 718 info@kulturelemente.org www.kulturelemente.org
GRAFIK% SATZ	Barbara Pixner
DRUCK	Fotolito Varesco, Auer
LEKTORAT	Olivia Zambiasi
BEZUGSPREISE	Inland Euro 3,50, Ausland Euro 4,00
ABONNEMENT	Inland Euro 22,00, Ausland Euro 29,00
BANKVERBINDUNGEN	Südtiroler Landessparkasse Bozen IBAN IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300 Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, Abteilung Deutsche Kultur

Die **kulturelemente** sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81. Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.



GRAB VON BUENAVENTURA DURRUTI
FOTO Hannah Berestizhevsky

größere ist, dass Verweise dieser Art den Anarchismus mit der Abwesenheit des Staates gleichsetzen. Doch Anarchismus bedeutet nicht Staatenlosigkeit, sondern Herrschaftslosigkeit, was ein bedeutender Unterschied ist. Auch wenn der moderne Staat viele Herrschaftsformen in seinem politischen Machtmonopol konzentriert, lassen sich diese – etwa das Patriarchat oder der Eurozentrismus – nicht auf den Staat reduzieren. Sucht man nach Verwirklichungen des anarchistischen Ideals, sollte man also dort beginnen, wo eine politische Bewegung unter dem Namen des Anarchismus auftritt. Das geschieht Mitte des 19. Jahrhunderts, als selbst-identifizierte Anarchist*innen den libertären Flügel der sozialistischen Bewegung bilden. Mit anderen Sozialist*innen teilen sie das Endziel einer klassenlosen Gesellschaft, erachten jedoch weder politische Organisationsformen wie Parteien noch staatliche Institutionen als taugliches Mittel, um dieses zu erreichen. Das führt zu Auseinandersetzungen in der sozialistischen Bewegung, die 1871 den Ausschluss der Anarchist*innen aus der Internationalen Arbeiter-Assoziation (*Erste Internationale*) zur Folge haben.

Als libertärer Flügel der sozialistischen Bewegung wird der Anarchismus gerne als ideologische Synthese aus Sozialismus und Liberalismus beschrieben. Es gibt Anarchist*innen, die diese Deutung ablehnen, da sie in ihren Augen dem Anarchismus seinen eigenen Charakter abspricht. Doch ideengeschichtlich ist die Beschreibung durchaus legitim. Sie ist auch relevant, wenn es um einen Überblick über die Versuche geht, den Anarchismus zu verwirklichen. Hier wurden historisch unterschiedliche Prioritäten gesetzt, je nachdem, ob das liberale oder das sozialistische Element überwog.

Die bekannteste Form des *liberalen Anarchismus* ist der sogenannte Individualanarchismus, in dem die unbedingte Freiheit des Individuums im Zentrum steht. Philosophischer Vorläufer dieser Strömung ist der Links-Hegelianer Max Stirner (*Der Einzige und sein Eigentum*, 1844), doch ihren stärksten praktischen Ausdruck erfuhr sie in den USA. Dort konstituierte sich um die von Benjamin Tuckers zwischen 1881 bis 1908 herausgegebene Zeitschrift *Liberty* der Individualanarchismus als Bewegung. Nicht wenige Anhänger*innen etablierten Gemeinschaften, die an die Tradition utopischer Kommunen anknüpften, die in den USA zu Beginn des 19. Jahrhunderts gegründet wurden. Die bekannteste dieser war „Home“ im US-Bundesstaat Washington. Kommunismus wurde in diesen Kommunen nicht gepflegt, die persönliche Unabhängigkeit der Bewohner*innen stand über allem. In einem zeitgenössischen Bericht eines europäischen Besuchers, der mehrere dieser Kommunen aufsuchte, wird eine Bewohnerin zur Frage nach den nachbarschaftlichen Beziehungen wie folgt zitiert: „Wir haben keine. Wir lassen einander in Ruhe, deshalb sind wir hier.“

Die Idee, eigene Gemeinschaften zu gründen, ist für die anarchistische Geschichte prägend, weit über den US-Individualanarchismus hinaus. Gustav Landauer, einer der einflussreichsten Anarchisten Deutschlands, war ein großer Fürsprecher anarchistischer Siedlungen. Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden in Deutschland einige Siedlungen in seinem Sinne, etwa *Freie Erde* in der Nähe Düsseldorfs. Landauers Ideen hatten auch Einfluss auf die Kibbuz-Bewegung, wie James Horrox in seinem Buch *Gelebte Revolution. Anarchismus in der Kibbuzbewegung* dokumentiert. In jüngerer Geschichte stehen Hausbesetzungen und die Gründung anarchistischer Landkommunen wie jene auf der Burg Lutter in Niedersachsen in dieser Tradition. Von großer Bedeutung für die Geschichte des praxisorientierten Anarchismus sind anarchistische Schulprojekte. Pädagogische Fragen waren für den Anarchismus immer zentral, schließlich sollte den negativen Einflüssen von Staat und Kapital früh entgegengewirkt werden. Eine zentrale Figur der anarchistischen Pädagogik ist Francisco Ferrer, 1909 von der spanischen Regierung als „anarchistischer Aufwiegler“ hingerichtet. Ferrer betonte die freie Entwicklung der kindlichen Persönlichkeit, die Kombination von Rationalität und Kreativität und das nicht-autoritäre Verhältnis zwischen Lehrer*innen und Schüler*innen. Er nahm viele der Ideen vorweg, die in den 1960er Jahren durch A.S. Neill und die Schule *Summerhill* popularisiert wurden. 1901 gründete Ferrer in Barcelona die *Moderne Schule*, die zu einem Modell für viele ähnliche Projekte weltweit wurde. Die bekannteste ist jene in Stelton im US-Bundesstaat New Jersey, die von 1910 bis 1953 existierte.

Auch die Genossenschaftsbewegung trägt viele anarchistische Züge und ist bis heute wichtig, wenn Anarchist*innen sich um den Aufbau ökonomischer Beziehungen bemühen, bei denen die Befriedigung kollektiver Bedürfnisse und nicht individuelle Gewinninteressen im Zentrum stehen. In US-Städten wie Madison, Wisconsin, ist die Bewegung so ausgedehnt, dass man seinen Alltag in ihr bewältigen kann: Apotheken, Tattoo-Studios, Fahrradläden, alles ist dabei, auch mit eigener Währung. In der anarchistischen Geschichtsschreibung wird manchmal auch auf das Schwundgeld verwiesen, das 1932 in Wörgl eingeführt wurde, obwohl dies unter einem sozialdemokratischen Bürgermeister, Michael Unterguggenberger, geschah. Doch als alternatives Währungssystem, das das Horten von Reichtum verhindert und die lokale Wirtschaft stimuliert, übt das Schwundgeld auf Anarchist*innen seinen Reiz aus. Das Prinzip ist einfach: Je länger man sein Geld behält, desto mehr verliert es an Wert.

Im *sozialen Anarchismus* standen nicht alternative Lebensformen relativ kleiner Gemeinschaften im Fokus, sondern der Aufbau von Massenbewegungen, die das gesamte gesellschaftliche System grundlegend ändern



EL RAVAL
FOTO Hannah Berestizhevsky

sollten, in erster Linie eine militante Gewerkschaftsbewegung. Manche anarchistische Theoretiker*innen, die sich in dieser Tradition sehen, setzen den Anarchismus überhaupt mit dem Syndikalismus gleich. Dieser entstand Ende des 19. Jahrhunderts als Bewegung von *Arbeiterbörsen*, wie sie damals hießen, geleitet von Arbeiter*innen selbst auf der Basis direktdemokratischer und föderaler Prinzipien. Direkte Aktion (vor allem Streiks) war die bevorzugte Taktik, der libertäre Sozialismus das Ziel. Kampf um höhere Löhne und bessere Lebensbedingungen war nicht Selbstzweck, sondern Mittel, um die kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu überwinden. Anfang des 20. Jahrhunderts zählten die *Industrial Workers of the World* (IWW) in den USA ebenso die Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) zu den syndikalistischen Massengewerkschaften; beide Organisationen hatten rund 150.000 Mitglieder. In Spanien hatte die bekannteste aller syndikalistischen Organisationen, die *Confederación Nacional del Trabajo* (CNT), in den 1930er Jahren 700.000 Mitglieder. Die CNT war eine wesentliche Kraft im historisch bedeutendsten Versuch, eine anarchistische Gesellschaft aufzubauen. Im Zuge des Spanischen Bürgerkriegs, in dem 1936 republikanische Truppen, darunter Anarchist*innen, gegen die faschistischen Militärs kämpften, wurden Ländereien in Katalonien und Andalusien vergesellschaftet und nach anarchistischen Prinzipien verwaltet. Industrie und Landwirtschaft wurden kollektiviert, und Arbeiterselbstverwaltung eingeführt. Berichte aus jener Zeit erzählen von radikalem Wandel und euphorischer Stimmung. Doch der von Hans Magnus Enzensberger beschriebene „Kurze Sommer der Anarchie“ wurde vom Faschismus zerschlagen. Auch Teile der Ukraine waren einst anarchistisch geprägt, im Südosten, dort, wo heute der Krieg tobt. Nach Ende des Ersten Weltkriegs nutzte die anarchistische Bauernarmee der *Machnowschtschina* das Machtvakuum, um Eigentum umzuverteilen und ein Rätssystem aufzubauen. Doch letzten Endes wurden die *Machnowschtschina* zwischen den „Roten“ und „Weißen“ im Russischen Bürgerkrieg sowie ausländischen Mächten aufgerieben.

Zehn Jahre später kam es in der Mandschurei unter ähnlichen Umständen zu einer *Anarchistischen Republik* in der Präfektur Shinmin. Zwei Jahre lang konnten koreanische Anarchist*innen das Gebiet gegen japanische und chinesische Truppen verteidigen, bevor die militärische Übermacht zu groß wurde. Auch die Bayerische Räterepublik 1919 wird manchmal als Beispiel für eine anarchistische Gesellschaft genannt, doch das lässt sich so nicht sagen. Es stimmt, dass mit Gustav Landauer und Erich Mühsam zwei prominente deutsche Anarchisten führende Persönlichkeiten in der Räterepublik waren, doch getragen wurde sie von sozialdemokratischen und kommunistischen

Kräften. Außer Landauer und Mühsam waren nur wenige Anarchist*innen involviert, und die Räterepublik hatte nur beschränkt anarchistischen Charakter. Kompliziert wird es, wenn wir uns den jüngsten Beispielen zuwenden, auf die Anarchist*innen gerne verweisen, wenn es um Beispiele für anarchistische Gesellschaften geht, nämlich die autonomen Verwaltungsgebiete der Zapatistas im mexikanischen Bundesstaat Chiapas und der Kurd*innen in Rojava (Nordsyrien). Es ist richtig, dass beide mit ihrer direkten Demokratie, ihrem Föderalismus und ihrem kooperativen Wirtschaften anarchistische Züge tragen; es stimmt auch, dass sich konkrete anarchistische Einflüsse verfolgen lassen, in Rojava die Schriften des US-amerikanischen Anarchisten Murray Bookchins und in Chiapas ein anarchistisch angehauchter „Indigenismus“ (politische Vorstellungen, die von den Erfahrungen indigener Gesellschaften ausgehen). Allerdings: Die Menschen vor Ort verwenden den Begriff des Anarchismus für ihre Gesellschaftssysteme nicht. Bei allen Beispielen – historischen wie gegenwärtigen – fällt auf, dass sie in Zusammenhang mit kriegerischen Auseinandersetzungen stehen. Das ist nicht verwunderlich. Zu Revolutionen kommt es in der Regel, wenn die Machthabenden unter Druck gesetzt werden, intern wie extern. Doch was in Ausnahmesituationen geschaffen wird, kann nicht immer die neue Normalität überleben. Das galt für die meisten anarchistischen Gesellschaften. Trotzdem zeigten sie, dass ein Zusammenleben auf der Basis anarchistischer Prinzipien auch auf breiter gesellschaftlicher Ebene kein Ding der Unmöglichkeit ist. Die Selbstverwaltung der Zapatistas besteht immerhin schon seit 27 Jahren.

In kleinerem Rahmen zeigen das auch anarchistische Kommunen, Schulen und Genossenschaften. Allerdings können Kommunen, Schulen und Genossenschaften niemals als Modell für hochkomplexe Massengesellschaften dienen. Hier stellen sich Herausforderungen, um die sich anarchistische Kleinexperimente nicht zu kümmern brauchen: Wer stellt sicher, dass die Züge fahren, Kranke operiert werden und der Atom Müll entsorgt wird? Aber die Aufgabe von Experimenten ist es nicht zwangsläufig, Modelle zu liefern. Sie erlauben es, Sachen auszuprobieren, weiterzuentwickeln und irgendwann zu einem größeren Ganzen zusammenzufügen.

Es ist einfach, sich über den mangelnden praktischen Erfolg des Anarchismus lustig zu machen, doch es ist auch kurzichtig. Neue Gesellschaftssysteme etablieren sich nicht in 150 Jahren, sie brauchen Jahrhunderte. Bereits die italienischen Stadtstaaten trugen proto-kapitalistische Züge, doch als hegemoniales Gesellschaftssystem konnte sich der Kapitalismus erst im Zuge der Industrialisierung im 18. Jahrhundert etablieren. Der anarchistische Erfahrungsschatz ist reich genug, um noch einiges erwarten zu können.

Die Feuerrose

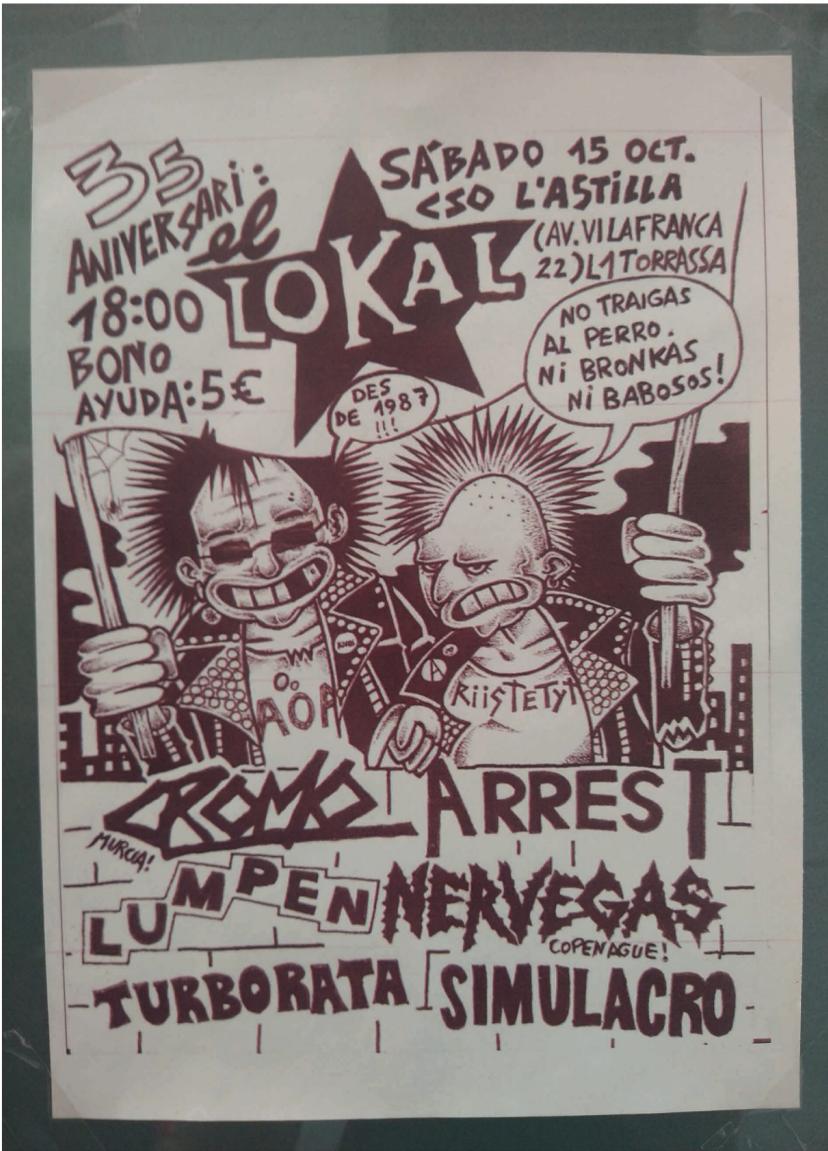
Das Anarchistische Barcelona

Dolors Marin Silvestre

Ende des 19. Jahrhunderts war das pulsierende, umtriebige Barcelona bei Anarchist*innen auf der ganzen Welt als *La Rosa de Fuego*, die Feuerrose, bekannt. Dazu beigetragen hat mitunter die gewaltsame Auseinandersetzung zwischen den Institutionen der Macht (Wirtschaft, Militär, Kirche und Politik) und der arbeitenden Klasse, die – vor allem durch die Lektüre von Kropotkin, Proudhon und Malatesta – vom Anarchismus durchdrungen war. Für diese Konfrontation gab es verschiedene Gründe: die große Abwanderung vom Land in die Stadt und die Ausbeutung in den Fabriken; das Verbot und die Verfolgung internationalistischer Arbeiterorganisationen; die erzwungene Militarisierung der Arbeiter und ihre Entsendung in Kolonialkriege nach Kuba, Marokko und die Philippinen; das Fehlen einer öffentlichen Schule für die gesamte Bevölkerung. Hinzu kam eine Gesellschaftsstruktur mit vielen kleinen Zentren am Stadtrand, wo schon früh neue, aus dem utopischen Sozialismus heraus geborene Gemeinschaftsprojekte erprobt wurden, darunter Cabetisten, Fourieristen und andere. Schon bald bildeten sich kleine selbstverwaltete Genossenschaften, es kam zu Aktionen gegen das kirchenfeindliche spirituelle Monopol der katholischen Kirche durch Antiklerikale, Spiritisten, Freimaurer und andere. Rationalistische und säkulare Schulen wurden gegründet, desgleichen Arbeiterverlage und Zeitschriften im Untergrund, die von den Anarchist*innen selbst finanziert wurden, darunter *Social Science*, *La Tramontana*, *Los Desheredados* uvm.). Bürgerproteste gegen Militarismus und Sklaverei in den Kolonien wurden organisiert. Mit anderen Worten: In jedem der Viertel der Stadt und auch in den umliegenden Städten war ein dichtes gemeinschaftliches, soziales und kulturelles Gefüge entstanden, dessen Mitstreiter*innen entschlossen für die Rechte und die Ausbildung der arbeitenden Klasse eintraten. Sie forderten öffentlich Verbesserungen in den Bereichen Arbeit und Bildung, strebten soziale Errungenschaften und auch politische Veränderungen für Männer und Frauen an. Denn gerade die Frauen engagierten sich maßgeblich in Zeitschriften, auf Versammlungen und in revolutionären Aktionen. Die bourbonische Monarchie und die Regierung waren jedoch nicht gewillt, jenen sozialen Fortschritt einzuleiten, der sich in anderen europäischen Ländern bereits vollzog. So ist die Geschichte der Stadt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem Anarchismus und der leidenschaftlichen Tätigkeit der Arbeiter selbstbildung, dem Freidenkertum und dem Widerstand gegen die staatliche und zentralistische Macht in all ihren Formen verbunden. All diese Erfahrungen, die immer wieder mit Klandestinität, Verfolgung, Inhaftierung und Todesurtei-

len einhergingen, durchdrangen die Straßen und Plätze Barcelonas. In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts sprach Malatesta in einem von Arbeitern vollbesuchten Saal in Sants, kurz darauf begann die Zeit der Attentate in Barcelona. Momo, ein italienischer Bäcker, hatte die Orsini-Bomben nach Barcelona gebracht. Einige dieser Bomben richteten sich gegen die Behörden, Regierungsbeamte oder die städtische Bourgeoisie. Im Jahr 1896, nach dem großen Erfolg der Maidemonstrationen, kam es zu einer großangelegten Repression gegen die libertären Aktivisten, viele von ihnen wurden auf der Burg Montjuïc grausam gefoltert und erschossen, was großen internationalen Protest auslöste und zur Redewendung „Spanische Inquisitoren“ führte. Dieser Protest steigerte nur den Ruhm der Stadt, dessen Bewohner*innen schon bald neue soziale Errungenschaften anstrebten, zu beobachten in den Generalstreiks von 1901 und 1902, in der Umsetzung des großen Projekts der rationalistischen Schulen durch den Pädagogen Ferrer y Guardia und in der Vermehrung von Gruppen aller Art zeigen. Im 20. Jahrhundert kamen moderne Themenkomplexe und Forderungen hinzu: die Verwendung von Esperanto, der Kampf für die Abschaffung des Stierkampfes, FKK, Sonnenbaden, wissenschaftliches Wandern, aber auch Geburtenkontrolle und die medizinische Versorgung für die arbeitende Bevölkerung. Künstlerische Avantgarden wie Surrealismus, Kubismus, Expressionismus und deren Techniken wie Plakatkunst und Fotomontagen wurden in die schriftlichen Organe und Arbeiterzeitungen aufgenommen. All diese innovativen Beiträge hingen eng mit europäischen und amerikanischen Gruppen zusammen, die als Migrant*innen hier lebten. So marschierte im Juli 1909 ein großer antimilitaristischer Protestzug durch die Arterien der Stadt. Im Zuge dieses Marsches kam es zur Zerstörung der Symbole der Ungleichheit: Katholische Schulen, Kirchen und Klöster wurden in Brand gesetzt. Die Proletarier*innen bezeichneten es als „Julirevolution“, auch „Revolution der Frauen“, eine Bezeichnung, die bald vom Patriarchat verwischt wurde. Die Machthaber hingegen nannten es die „Tragische Woche“. Sie löste in Folge eine grausame und beispiellose Repression aus, in deren Folge Ferrer y Guardia hingerichtet wurde, was erneut einen großen internationalen Aufschrei auslöste. Kurz darauf wurde die Nationale Konföderation der Arbeit (CNT) gegründet, jene große anarchosyndikalistische Organisation, die auf der Grundlage direkter Aktionen – und mit Unterstützung einer Vielzahl selbstorganisierter Gruppen (sogenannter Affinitätsgruppen) – die Proteste der katalanischen Arbeiterklasse bis zum Ende der Revolution katalysieren sollte. Ihre Geschich-

te ist voll von Gefängnisstrafen, Verbannungen, Verhaftungen und Repressionen, aber auch voll von kollektiven kulturellen Aktionen. Es gab Zeitschriften, Theatergruppen und Volksbühnen, Kino, Exkursionen, Romane, Gedichte, Liederbücher und eine lange Reihe von Dingen, die noch aufgearbeitet werden müssen. Die städtische Arbeiterschaft hatte sich mittlerweile wieder organisiert, und noch während der schweren Wirtschaftskrise, die durch den europäischen Krieg verursacht wurde, wurde der 8-Stunden-Arbeitstag durchgesetzt. Kurz darauf legte ein großer Frauenstreik 1918 die Stadt für fast drei Wochen komplett lahm. Die Frauen weigerten sich, männliche Anweisungen und Ratschläge anzunehmen. Schließlich schritt die Armee ein und zwang die Frauen mittels Repressionen, Gewalt und Verhaftungen, zur Arbeit zurückzukehren. Insgesamt war die Geschichte der Stadt geprägt von politischen Aktionen, es kam zu Unruhen und Barrikaden, zu Wiederaneignungen von Besitz und zu kulturellen Aktionen aller Art. Darum ist es nicht verwunderlich, dass Emma Goldman 1928 die Redaktion der *White Review*, des großen anarchistischen Verlages, in Begleitung von Max Nettlau und anderen deutschen und französischen Anarchisten besuchte. Nach 1936 kehrte sie dreimal nach Barcelona zurück, um die Kollektivierungen in Industrie, Landwirtschaft, öffentlichem Dienst und Freizeit aus erster Hand zu sehen. Darüber hinaus engagierte sie sich mit Gleichgesinnten in der Organisation *Mujeres Libres*, einer Pionierorganisation für Frauenrechte. Diese lange Tradition des Widerstands kam am 19. Juli 1936 auf den Straßen zum Vorschein, als sich die Stadt entschlossen dem Staatsstreich der spanischen Rechten widersetzte und sofort einen großen Prozess der Umgestaltung in allen Bereichen organisierte. Denn die Revolution im Zuge des so genannten „Kampfes um Barcelona“ war einer der radikalsten gesellschaftlichen Umbrüche des 20. Jahrhunderts, da sie die anarchokommunistischen Prinzipien in einer industrialisierten Gesellschaft in die Praxis umsetzte (die Volkszählung von 1930 zeigt, dass 68% der Bevölkerung der Provinz im sekundären Sektor arbeiteten). Sie stellt damit eine originelle und einzigartige Erfahrung dar, eine libertäre Gesellschaftsordnung, weit entfernt vom Kapitalismus, aber auch vom russischen Staatssozialismus. Mit anderen Worten: In Barcelona wurde ein neuer Weg der Selbstverwaltung erprobt, der alle Aspekte inklusive Organisation der Industrie umfasste und durch die Erfahrungen der Selbstverwaltung in Aragonien (mit dem Rat von Aragon) sowie in den Städten rund um Barcelona ergänzt wurde, die ihre landwirtschaftlichen Produkte im Austausch mit anderen Städten vertrieben. In



GRAB VON FRANCISCO FERRER GUARDIA
FOTO Hannah Berestizhevsky

EL RAVAL
FOTO Hannah Berestizhevsky

den Wochen nach dem 19. Juli wurde die Mehrheit der Industrie- und Dienstleistungsbetriebe Barcelonas, zwischen 70 und 80 %, kollektiviert. Es waren die Arbeiterinnen und Arbeiter selbst, die es auf diese Weise – zusammen mit einigen Fachkräften – ermöglichten, dass Barcelona weiterhin als urbanes Zentrum in einem antifaschistischen Krieg fungieren konnte. Die „Feuerrose“ blühte in jenen Tagen im Juli und August in voller Pracht wieder auf. Die ersten Freiwilligenverbände marschierten von Barcelona aus an die Front, Männer und Frauen jeden Alters zogen zu Fuß und auf Lastwagen unter großem Jubel durch die Stadt, inmitten von gepanzerten Fahrzeugen, die in den Metallwerkstätten der Stadt hergestellt wurden. Die Kriegsanstrengungen führten aber auch dazu, dass die metallverarbeitenden Industrien rasch in eine „Kriegsindustrie“ umgewandelt worden waren, d.h. in die Herstellung von Waffen und Ausrüstung für die antifaschistische Armee. Frauen waren in den städtischen Diensten unverzichtbar: als Fahrerinnen von Bussen, Zügen oder Krankenwagen, an den Hochöfen der Metallindustrie und in Krankenhäusern, Entbindungsstationen, bei der Flüchtlingsaufnahme usw. Viele von ihnen wurden zum ersten Mal ausgebildet. Die Revolution war im Gange. Die Ereignisse im Mai 1937 bedeuteten das Ende der anarchistischen Revolution. Die moskautreue Linke

machte sich daran, die Linke in Spanien neu zu organisieren und versetzte der großen anarchistischen Stadt Barcelona letztendlich den Todesstoß. Von diesem Zeitpunkt an wurden die Anarchisten an der Front und im Hintergrund verfolgt, Katalonien verlor seine Autonomie in Bezug auf die öffentliche Ordnung. Der prokommunistische Negrin, Largo Caballeros Nachfolger in der spanischen Regierung, schaffte es, die POUM zu verbieten, von denen die meisten Katalanen waren und unter denen unter anderem George Orwell und Benjamin Peret kämpften. Die Tage der Revolution waren gezählt. Am 12. August wurde der Aragonische Rat aufgelöst und seine umfassende bäuerliche Kollektivierung rückgängig gemacht. Mit der anarchistischen Bestürzung und Entmutigung ging ein paar Monate später auch der antifaschistische Krieg verloren, und eine beispiellose Repression begann gegen diejenigen, die nicht fliehen konnten. Stalin schien sein Ziel erreicht zu haben: Spanien solle entweder kommunistisch sein oder in die Hände von Franco fallen. Das anarchistische Barcelona hat dem Franquismus in seinen schwersten Jahren die Stirn geboten und Stadtguerillas wie *Josep Lluís Facerías*, *Los Maños* oder die verschiedenen Gruppen von *Quico Sabaté* beherbergt, die bis in die 1960er Jahre Hunderte von bewaffneten Aktionen gegen die faschistischen Behörden durch-

führten. Die Anarchistinnen und Anarchisten hielten weiterhin ihre Solidaritätsnetzwerke in den Vierteln und Randgebieten am Leben und organisierten Bildungsprojekte, geheime Zeitschriften und Aktionen zugunsten von Gefangenen und Exilanten. In der Übergangszeit kehrten sie bei den *Libertarian Days 1977* in Verbindung mit ihren europäischen Pendants und als Teil der sogenannten Gegenkultur mit einer großen antimilitaristischen Aktion, der Bildung von Kommunen und einem neuen, ökologischen Anspruch auf die Straße zurück. Natürlich ist die Auseinandersetzung mit der zentralistischen Staatsmacht auch heute noch in den anarchistischen Versammlungsgruppen aktuell, und die Debatte um Syndikalismus, Emigration, Feminismus, Tierrechte und das Genossenschaftswesen sind weiterhin Teil des reichen Universums an Ideen in dieser Stadt mit ihren Orten, an denen die städtische Geografie weiterhin Vergangenheit und Gegenwart miteinander verbindet – in temporär autonomen Zonen, die, frei nach Hakim Bey, so typisch für Barcelona sind wie die Renaissancepaläste, die gotischen Kathedralen oder die modernistischen Fabriken.

Plan A

Auf der Suche nach Freiheit und Gerechtigkeit

Haimo Perkmann

© Haimo Perkmann

Weg und Ziel

Alles begann mit einem Satz von Laotse, über den wir tagelang diskutierten. Der Überlieferung zufolge soll er gesagt haben, die beste Regierung sei jene, die gar nichts tue, denn auf diese Weise könne sie auch am wenigsten falsch machen. Damit war der alchinesische Philosoph in unseren Augen der erste Anarchist der Weltgeschichte. Offenbar hielt er sich selbst an diesen Ratschlag, hat er doch ähnlich wie Sokrates der Nachwelt kein einziges geschriebenes Wort hinterlassen. Und wir hielten uns kurzfristig auch daran. Wir, das war ein loser Haufen, die meisten zwischen 13 und 17, die als „freie Radikale“ versuchten, die Kleinbürgerliche Fassade der Wohlstandsgesellschaft niederzureißen. Es war die Zeit der Atom-Panik, kurz nach Tschernobyl, die Zeit der beginnenden AIDS-Panik ab 1985 und das Ende des Realsozialismus.

Über Möglichkeiten, anarchistische Ideale in die Tat umzusetzen, wurde viel diskutiert, denn der Versuch, Gleichheit und Gerechtigkeit mit Freiheit zu vereinen, ist für junge Menschen natürlich von größter Verlockung. Alle Staaten und Regierungen waren direkt oder indirekt in bewaffnete Konflikte verstrickt, und so erschien uns Laotses Satz wie eine uralte Weisheit, war es doch offenbar schon vor 3000 Jahren bekannt, dass Regierungen Herrschaft ausübten und dabei vor allem Unrecht begingen. Herrschaft wurde von uns gleichgesetzt mit Gewalt. Frei nach Montesquieus Idee der Gewaltenteilung interpretierten wir Legislative, Exekutive und Judikative als Gewalten, die per definitionem eben Gewalt ausüben. Das Endziel des Anarchismus war zwar die Freiheit von Herrschaft, nicht die Abschaffung des Staates, setzt man jedoch Staat mit legalisierter Gewaltanwendung gleich, so ist die Abschaffung des Nationalstaates aber doch eine Voraussetzung zur Verwirklichung der Freiheit.

Die Aporie der Freiheit und der Naturzustand

Kopfzerbrechen bereitete uns das ungeschriebene liberale Gesetz: „Deine Freiheit hört dort auf, wo die des anderen anfängt.“ Es machte bei näherer Betrachtung wenig Sinn, den äußeren Zwang der Staatsgewalt einfach durch den inneren Zwang zum richtigen Tun zu ersetzen. Kants kategorischer Imperativ erschien uns wie eine mentale Zwangsjacke. Aber anders lässt sich ein ziviles Zusammenleben ohne Herrschaft nicht organisieren. Wir erwiderten mit Proudrons „La propriété, c'est le vol!“ Eigentum ist Diebstahl! Viele weitere Sätze aus dem beinahe unendlichen Spektrum gelehrter Kalendersprüche wurden von uns aufgesogen und zunehmend wie Mantras wiederholt. Etwa: „Jeder nehme nach seinen Bedürfnissen und gebe nach seinen Fähigkeiten.“ Ein ebenso beliebtes

Mantra war unsere Interpretation des Tao als: „Der Weg ist das Ziel“. Und wer kein Ziel hat, der wähnt sich immer auf dem richtigen Weg.

Die grundlegende Prämisse des Anarchismus lag aus unserer Sicht in der Annahme der guten Natur des Menschen. War der Mensch des Menschen Wolf, wie Hobbes in seinem *Leviathan* meinte, dann brauchte es gewiss strenge Gesetze, Polizei und Militär, um Gerechtigkeit zu garantieren und Mord und Totschlag zu verhindern. Betrachtete man den Menschen hingegen mit Rousseau als edlen freien Wilden, der erst durch zunehmende Zivilisierung und Hierarchisierung böse und habgierig würde, so war der gesetzfreie Naturzustand – das anarchistische Ideal des friedlichen Zusammenlebens – natürlich erstrebenswert. Diese Utopie kontrastierte jedoch mit der Realität. Eine Erklärung war rasch gefunden: Die zivilisierte Menschheit – also wir alle – wäre mittlerweile kompromittiert, darum wäre es nun ein langer schmerzhafter Prozess, zum Naturzustand zurückzufinden.

In Wirklichkeit hatte keiner von uns den *Leviathan* vertieft, sonst hätten wir vermutlich auch den ersten Teil des Satzes gelesen und nicht nur die Formel des Plautus. Hobbes hatte dem „homo homini lupus“ ja das „homo homini deus“ vorangestellt. Der Mensch ist also nicht nur des Menschen Wolf, sondern auch des Menschen Gott, mithin dazu verdammt, sein eigener Gesetzgeber zu sein, mit all den bekannten Folgen.

Entropie

Waren wir anfänglich noch Anhänger der Theorie des freien wilden Menschen und der Aufforderung Laotses zur pazifistischen Untätigkeit, so verbreiteten sich schon bald weitere, untereinander völlig konträre Vorstellungen. Jeder und jede entwickelte eine eigene, individuelle Vorstellung vom idealen Zustand. Es ist ja auch nicht inkonsequent, wenn Anarchist*innen zur individuellen Weltanschauung neigen. Was als kollektives jugendliches Interesse an der Politik begann, endete in einer Art zentrifugalem intellektuellem Chaos. Da gab es die Anhänger von Max Stirner, der (noch vor Nietzsche) das Individuum in den Mittelpunkt rückte. Ich als der Einzige und mein Wille als Gesetz. Andere wendeten sich Bakunins destruktiv-schöpferischem Anarchismus zu, man müsse erst zerstören, um etwas völlig Neues aufbauen zu können, „macht kaputt, was euch kaputt macht“. Die Interpretation Luzifers, mithin die Kraft der Zerstörung als eigentlich revolutionäres Element findet sich ja bereits in Baudelaires Gedicht der *Stämme Kains* oder in Goethes Faustfigur Mephisto. Etwas realistischer waren jene, die zu Proudhon oder Kropotkins Anarchokommunismus tendierten, sie traten für die Idee einer losen Ordnung auf föderaler

Grundlage ein. Aber die meisten fanden Gustav Landauer am interessantesten. Gerade im Land des ohnehin weit verbreiteten Genossenschaftswesens fielen seine Ideen der landwirtschaftlichen Kommunen und Genossenschaften auf fruchtbaren Boden. Wir hätten alle – ganz pragmatisch – gern einen Bauernhof gehabt, um unseren Traum vom kollektiven Glück zu erfüllen. In der Hoffnung, dass viele andere dasselbe machen würden und wir zu einer Art herrschaftsfreier Gemeinwohl-Tauschgesellschaft kommen. Wir nannten es Plan-A. Ohne Möglichkeit auf Besitz blieb aber nur die Hausbesetzung. Diese war für uns legitim, denn „Eigentum war ja Diebstahl“.

Vom Hausbesetzer zum Hausbesitzer

So versuchten wir eine Utopie zu realisieren, welche von Marxisten als kleinbürgerliches Idyll bezeichnet wird. Bereits Karl Marx hatte die Anarchisten als extreme Ausformung des Kleinbürgertums charakterisiert, weil sie nicht die Eigentumsverhältnisse umzustürzen trachteten, sondern bloß jeder für sich einen kleinen Garten anstrebe. Während die Anarchokommunisten um Kropotkin eine *„Internationale des Freiheitlichen Kommunismus“* initiierten, war und ist die anarchistische Utopie für linientreue Marxisten eine Art Schrebergarten-Idyll. Anarchistische Aktivisten wie Malatesta oder Pierre Ramus erwiderten, dass es für die Unterdrückten keinen Unterschied mache, ob sie von feudalen Lackschuhen oder kommunistischen Lederstiefeln getreten würden.

In den 1980er Jahren war die Utopie, gemeinsam als Kollektiv autark und subsistent zu sein, ein durchaus realer Traum – kein revolutionärer, sondern im Grunde ein radikal-ökologischer Lebensentwurf. In diesem Sinn waren die lautstarken und schrillen anarchistischen Bewegungen jener Zeit Vorboten des Veganismus und der *Fridays for Future* Proteste. Irgendwann wurde „der Weg ist das Ziel“ ersetzt durch Machados: „Der Weg entsteht im Gehen.“ Der Anarchismus jener Tage wich dem Pragmatismus und in wenigen Fällen dem Wohlstand. Einige der Hausbesetzer*innen wurden Hausbesitzer*innen; auch Schrebergärtner*innen, selbst Weinbauern und gar Schlossbesitzer, manche versuchen heute noch, nachhaltig und ökologisch zu wirtschaften. So wurde die materielle Seite der Utopie teilweise verwirklicht, während sich die gesellschaftspolitische Utopie verlaufen hat. Ein Aufbläckern anarchistischer Ansätze findet sich heute bestenfalls in der Kunst, in basisdemokratischen und Graswurzel-Bewegungen sowie in den aktuellen emanzipatorischen Bestrebungen, wenngleich wir damals jegliche identitätspolitischen und politisch korrekten Ideologien ohne Zweifel abgelehnt hätten. Korrekt waren die „Spießer“.



Alfredo Meschi & Massimo Giovannini: In the blink of an eye

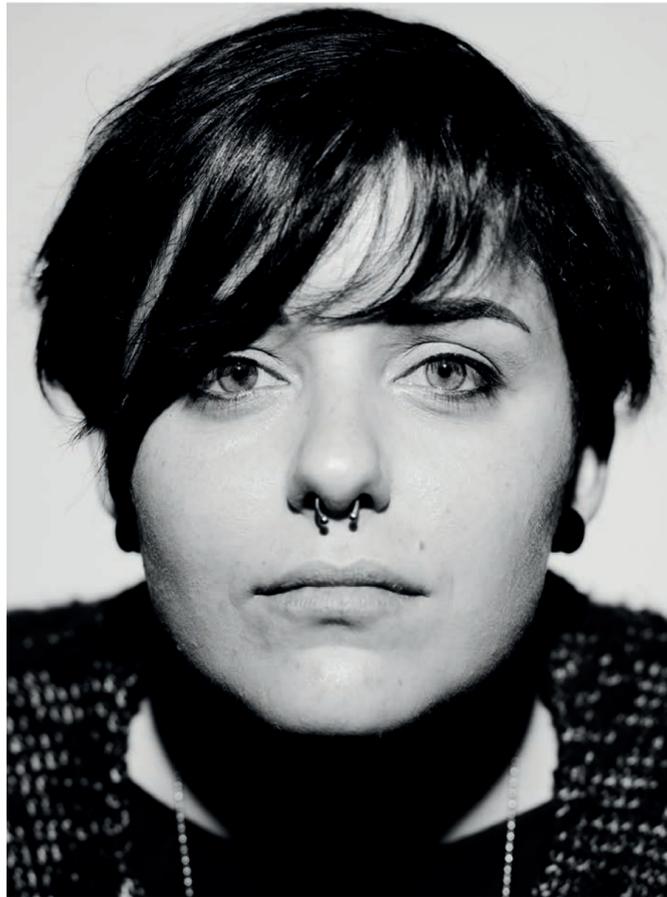
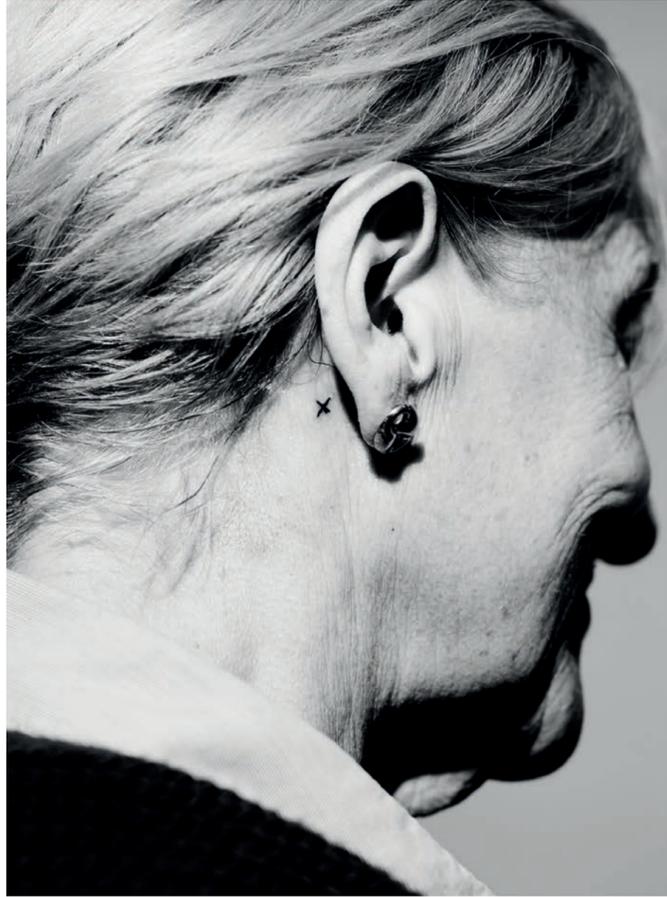
Das Projekt entstand im März 2017 nachdem Vieri Molinari, ein gemeinsamer Freund von Alfredo Meschi und Massimo Giovannini, die beiden zusammengebracht hatte. Damit war der erste Schritt zu einem ehrgeizigen Projekt getan!

Alfredo Meschi hat seinen ganzen Körper mit 40.000 X tätowiert, um die Anzahl der Tiere darzustellen, die jede Sekunde auf der Erde – laut Schätzung der *Food and Agriculture Organization* der Vereinten Nationen – getötet werden, um den menschlichen Gaumen zu erfreuen. Die beiden Künstler fragten sich, was passieren würde, wenn all diese X auf ebenso viele

menschliche Körper verteilt wären. Nicht mehr nur der Körper von Meschi sollte von dieser Tatsache erzählen, sondern ein Chor von tausenden Körpern sollte mit einstimmen und von der sekundlichen Tötung der Tiere berichten. Seither tätowieren sie schwarze X auf Freiwillige und porträtierten zeitgleich die Personen. Ziel ist es, 4.000 Menschen zu markieren und somit aufzuzeigen, wie viele Tiere während eines Wimpernschlags, d.h. einer Zehntelsekunde, für die menschliche Ernährung sterben müssen. Die ersten 29 Tattoos wurden 2017 auf der *Veganima* in Arco gestochen, seither tourt das Projekt durch Italien. Bei

einer zweitägigen Performance im MACRO-Asilo in Rom wurden mehr als 200 Menschen Botschafter*innen von *In the blink of an eye* und tragen seither ein Zeichen irgendwo auf ihrem Körper.

2021 waren Alfredo Meschi und Massimo Giovannini zu Gast in der *00A Gallery* von Christian Martinelli in der *Villa Dolores* in Meran und haben dort tätowiert und fotografiert.





Die Anarchistische Bibliothek im 8. Wiener Gemeindebezirk

Philipp Mock



EL RAVAL
FOTO Hannah Berestizhevsky

schädigten Planeten (Anna Tsing) zu überleben. Vielleicht können wir dabei von den Matsutake-Pilzen lernen, die in Co-Abhängigkeiten mit verschiedenen Spezies, nicht nur in zerstörten Ökosystemen wie nuklearverseuchten Gegenden überleben können, sondern auch neue Umgebungen und Verbindungen schaffen und gestalten. Umgelegt auf die Politik heißt das, alte Denkmuster aufzubrechen und die parlamentarischen Kategorien rechts und links zu überwinden. Die entscheidende Trennlinie nämlich muss zwischen Akteuren gezogen werden, welche das Überleben auf der Erde sichern und solchen, die es zu zerstören suchen. Ein solches Denken könnte sich auch Inspiration bei anarchistischen Ideen holen. Anarchist*innen haben schon früh begriffen, dass ein menschliches Zusammenleben nur nachhaltig sein kann, wenn es im Einklang mit Flora und Fauna steht und wenn Vernetzungen horizontal gedacht werden und nicht vertikal im Sinne, dass sie sich von der Erdoberfläche weg in himmlische oder universale Höhen begeben und damit außerirdische Allmachtsphantasien annehmen. Anarchist*innen haben früh verstanden, dass wir nicht einzeln und isoliert überleben können, sondern Gesellschaften in Begriffen der Kollektivität zu denken sind. Es scheint an der Zeit, sich mit dieser Art der Transformation auseinanderzusetzen. Einer der wenigen Orte, wo man in Österreich die Geschichte und Theorie des Anarchismus kennenlernen und erleben kann, ist die *Anarchistische Bibliothek Wien* in der Josefstadt, dem 8. Wiener Gemeindebezirk. Dort kann man in zahlreichen Büchern und Dokumenten schmökern und sich diese großteils auch ausborgen. Auch gibt es regelmäßig Veranstaltungen zu verschiedensten aktuellen oder historischen Themen rund um die Idee einer herrschaftsfreien Lebensweise. Es gibt zahlreiche Forschungs- und Digitalisierungsprojekte, daneben auch Ausstellungen, wie zum Beispiel über den Wiener Anarchisten und Publizisten Karl F. Kocmata, welche noch für dieses Jahr geplant ist. Dass diese Bibliothek im Oktober 2021 ihre Pforten genau im wohlhabenden, schnöseligen 8. Bezirk geöffnet hat, verleiht ihr die Charakteristik eines gesellschaftlichen Stachels. Vor dem Eingang prangert ein großes Schild mit dem kurzen Bonmot des anarchistischen Dichters Erich Mühsam: Sich fügen, heißt lügen. Die Aufgabe, an die Notwendigkeit einer Veränderung zu erinnern, ist zunächst eine unangenehme, da Transformationen meistens schmerzhaft sind. Wer sich verändert, passt nicht mehr ins Gefüge und fällt heraus, da er die geschäftige Ordnung stört. Dass diese Störungsfunktion aber sehr wichtig ist, können wir derzeit auch bei den mutigen Klimaaktivist*innen sehen, welche die Wahrheit über die schon längst eingetretene Klimakatastrophe ansprechen und uns damit helfen könnten, aus unserer Schockstarre zu erwachen. Ein Stachel hat aber nicht nur die unangenehme Aufgabe andere wachzupieksen,

sondern hat vor allem die evolutionäre Funktion, die Frucht einer Pflanze zu beschützen. Im Inneren der Bibliothek finden sich große Archivräume mit einer umfassenden Sammlung historischer Zeitschriften, Zeitungsständer mit anarchistischen Magazinen aus dem internationalen Raum, hohe Bücherregale sortiert nach Themenbereichen, ein kleines Café, auch gab es die Bemühung, alles barrierefrei zu gestalten. Dass es die Bibliothek gibt, ist eigentlich eine Überraschung. Es gab eine Zeit, da war nicht sicher, ob die Bibliothek überleben würde. Die alten, gemieteten Räumlichkeiten mussten verlassen werden und die Bibliothek war damit obdachlos. Anders gesagt, wurde sie nomadisch, immer wieder auf Gastspiel bei Freund*innen über die ganze Stadt verstreut. Dass es gelungen ist, neue Räumlichkeiten zu kaufen, ging mit einer Portion Glück, viel Anstrengung und der Unterstützung von vielen Leuten einher. Nun, nach zwei Jahren Umbau gibt es sie wieder, die Bibliothek. Und sie versteht es nicht als ihre Aufgabe lediglich Revolutionen zu archivieren, sondern vielmehr eine Zeitkapsel in beide Richtungen zu sein. Dort, wo man die Fäden der Zukunft und Vergangenheit verknüpft, entsteht ein Knotenpunkt, der Wurzeln schlägt. Dass Wurzeln radikal sind, weiß man im mehrsprachigen Südtirol natürlich. Wurzeln helfen dabei widerständig zu sein und Wurzeln können in ihrem Bestreben Verbindungen einzugehen, weit reichen. Dass sie sich dabei im Erdreich auch zärtlich berühren, liegt in der Natur der Sache. Dem Beispiel der Wurzel folgend und im Bewusstsein, dass die Menschheit mit Lebewesen, die eine anarchistische Grundeinstellung haben, umgeben ist (Pjotr Kropotkin), kommen wir Menschen als Teil der Natur nicht umhin, uns zu verändern. Uns daran zu erinnern und zu unterstützen ist sicherlich auch eine Aufgabe der Anarchistischen Bibliothek in Wien. Sollte es jemanden also nach Wien treiben, dann streckt eure Fühler aus und seid herzlich willkommen!

Anarchistische Bibliothek Wien,
Sanettystraße 1/3, 1080 Wien
Aktuell kann man den Jahreskalender für 2023, über bekanntere und weniger bekannte Anarchist*innen, auf der Webseite a-bibliothek.org bestellen.

Aus Berlin sendet uns Blogger Markus Pfeifer Reflexionen über eine anarchische Jugendzeit im ländlichen Südtirol der 1990er Jahre

Das A mit dem Kringel drumrum

Markus Pfeifer

Natürlich waren wir keine Anarchisten. Die meisten von uns kamen ja von den Bergen oder aus den Tälern, ein Großteil war minderjährig, und das, was wir Anarchie nannten, war vor allem eine Verheißung, eine Verheißung darauf, so etwas wie Ketten abzulegen, wobei wir natürlich mehrheitlich Wohlstandskinder waren und keine Ahnung hatten, was es wirklich bedeutete, in Ketten gelegt zu sein, aber es gab im Südtirol der frühen Neunziger ja immer diese Enge, dieses Gefühl, dass man keinen Platz hatte, neben den Schützenfesten, dem MSI, der Toponomastik und dem Runterbeten von Gsatzln auf Beerdigungen, dieses Gefühl, dass es sich all dem unterzuordnen galt.

Das A mit dem Kringel war das Symbol, das wir in den Lauben an die Häuserwände sprühten oder uns mit Sicherheitsnadeln und Tusche unter die Haut stachen, das war dieser gemeinsame Nenner, wie eine Piratenflagge, mit der wir die Herrschenden zum Kentern bringen wollten. Ohne das Label der Anarchie hätten wir nicht am Reichrieglerhof die Gründungsfeier der *Freiheitlichen* gestürmt, ohne dieses Label hätten die Chaostage in Bozen nicht stattgefunden, hätten wir keine Zeitungen gedruckt oder politische Schriften verfasst. Wenn wir von der Herrschaftslosigkeit sprachen, meinten wir eigentlich, dass wir keinen autoritären Typen gehorchen wollten. Es gab ja die ganzen Durnwalders, die allmächtigen Bauern und den Allmächtigen überhaupt. Nieder mit dem Scheiß!

Wollten wir alle das gleiche? Nein. Wussten wir überhaupt, was wir wollten? Natürlich nicht.

Oder besser noch die besetzten Häuser. Die leerstehenden und ungenutzten Häuser dem Kapitalmarkt

entziehen und an einer Utopie zu arbeiten. Hat in Südtirol leider nicht funktioniert. Aber wir haben ständig davon geredet. Nach dem dritten Bier dreimal so laut und nach dem vierten Bier viermal so laut. Wir hätten vermutlich jede Utopie versoffen. Wir waren nicht so gut organisiert wie die Leute, die 1979 das *Ex-Monopolio* in der Dantestraße besetzten, dafür fuhren wir zu unseren Freunden nach Trient, die waren besser organisiert, ernsthafter auch, und wir besetzten für vier Tage das *Molino Vittoria*.

Danach pilgerten wir dann eben nach Berlin, nach Milano, nach London, nach Amsterdam und wurden etwas sehnsüchtig. Manche von uns blieben dort, manche kamen wieder.

Einige lasen Bakunin oder Godwin, nur wenige lasen sie bis zum Ende. Und noch weniger verstanden es. Aber „Anarchy in the UK“ konnten alle.

Aber hey, ich fands gut. Ohne Symbole keine Bewegung, ohne Bewegung keine Veränderung. Und am Ende wollten wir doch eh nur alle Kiffen und unter den Sternen in den Äpfelwiesen vögeln. Und dabei von den *Karpf* und den *Baccani* in Ruhe gelassen werden.

So. Und wo hat uns das Jahrzehnte später hingebracht?

Wenn ich mich in meinem beruflichen Umfeld umhöre, dann waren früher alle irgendwie Anarchos. Ob sie nur *Tote Hosen* hörten, oder *Crass*, oder Curt Cobains Tod betrauernten, auf Demos gingen, vegetarisch wurden, in linke Parteien eintraten undsoweiter.

Die Anarchie als Nenner von Jugendbewegungen, vom Punkrock über *Nirvana* bis in den Mainstream hinein. Es ist längst die Zeit der flachen Hierarchien angebrochen, der demokratischen Entscheidungen, der Basisdemokratie, es hat schon seinen Grund, warum der Kasernenton nicht mehr geht.

Die Jugendlichen, die sich von den Herrschenden befreien wollten, sind heute die Entscheider*innen, die Softwareentwickler, Projektmanager, Gründer. Es hat schon seinen Grund, warum Firmen agile Methoden anwenden wollen, wenn Softwarefirmen mit SCRUM oder Kanban faktisch hierarchielos entscheiden – über Tempo, Qualität und Priorisierung. Alles im Kollektiv.

Dabei gerät der kapitalistische und wertschöpfende Gedanke, der dem Ganzen zu Grunde liegt, in den Hintergrund, weil... der volle Kühlschrank, der ergibt schon Sinn, und wen kümmert es, wenn die Bedingungen stimmen.

Am Anfang war das A.

Martin Hanni



BODEGA LA RIERA
FOTO Hannah Berestizhevsky



EL RAVAL
FOTO Hannah Berestizhevsky



EL RAVAL
FOTO Hannah Berestizhevsky

Das A steht für vieles. Vor allem steht es auf unzähligen Hauswänden. Geschichten über Anarchie und Anarchismus in unzähligen Büchern. Ein durchaus subjektiver Blick zurück und in die Gegenwart.

Der bekannte Anarchist, Geograph und Verfasser diverser Publikationen Elisée Reclus vermerkte Ende des 19. Jahrhunderts zur Anarchie, sie wäre „die höchste Form der Ordnung“, da Regeln, wenn sie unter Menschen freiwillig und ohne Gewaltanwendung eingehalten werden, „eine höhere Stufe gesellschaftlicher Entwicklung darstellen als die von autoritären Systemen“, in denen „soziales Verhalten durch den Zwang des Staates, die Drohungen der Justiz und die Gewalt der Polizei ständig erzwungen werden müssen.“ Bereits in den 1880er Jahren mussten er und andere Autoren allerdings mitansehen, wie Anarchie und Anarchismus Eingang gefunden hatten – zunächst vor allem in der Trivialliteratur. Durch eine klare Gegenüberstellung von Gut und Böse entdeckten sich Protagonisten und Protagonistinnen der Bewegung meist als negative Identifikationsfiguren, stellten fast immer eine Gefahr für politische, soziale, religiöse und moralische Strukturen dar und waren Sinnbild für Unordnung, Gewalt, Zerstörung und Chaos. Sie werden als kriminelle Anführer beschrieben, die manchmal sogar aus wohlhabendem Haus stammen, nicht verheiratet sind und kein intaktes Familienleben führen. Die Romane handeln von Ärzten, Chemikern, Wissenschaftlern und Künstlern, die ihre Intelligenz und ihren fehlgeleiteten Idealismus dazu benutzen, um zerstörerische Ziele zu verfolgen. Durch die Mobilisierung von Ängsten und Vorurteilen werden Anarchisten idealistische Antriebe zu dem Zweck abgesprochen, um die positiven Helden – zumeist Dejektive und Vertreter des Establishments, die ein Leben

in familiärer Idylle weiterführen – zu heroisieren. Auch anarchistische Schriftsteller bedienen sich trivial-literarischer Mittel. Im Unterschied zu ihren literarisch-ideologischen Kontrahenten liegt ihre Publikationstätigkeit zunächst weniger in Romanen und Erzählungen, sondern mehr in der einfachen Tageslyrik. Bevorzugte Textsorten sind Gedichte, Balladen, Songs oder Sonette, die bei Demonstrationen und anarchistischen Veranstaltungen zur Auflockerung vorgetragen, oder in anarchistischen Zeitungen – vor allem auf Titelblättern – abgedruckt werden. Obwohl in der anarchistischen Literatur zweifelsfrei journalistische Arbeiten den Hauptteil bilden, sind literarisch-künstlerische Texte ebenfalls eine feste Größe des soziokulturellen anarchistischen Milieus. Die Autoren und Autorinnen waren selten professionelle Schriftsteller, sondern häufig Arbeiter, Handwerker oder Aktivisten, die vielfach Pseudonyme verwendeten oder ganz anonym bleiben wollten. Thematisiert wurden soziale und politische Vorstellungen im Einklang mit der anarchistischen Lehre sowie taktische und strategische Mittel des Klassenkampfes. Die Verfasser beanstandeten die Zentralisierung und Bürokratisierung der Industriegesellschaften, die Modernisierungs- und Rationalisierungstendenzen sowie das ausschließlich technisch-materielle Fortschrittsdenken. Als weitere Themen finden sich wiederholt: Kritik an Staat und seinen Institutionen, an der Kirche und Religion, oder erste leidenschaftliche Auseinandersetzungen zur Freien Liebe. Den ersten Sozialroman des Anarchismus verfasste wohl John Henry Mackay in den 1890er Jahren. Die Struktur seines Werks „Die Anarchisten“ ist bestimmt von Kontrasten und variierenden Wiederholungen und brachte dem Autor nicht nur enormen Bekanntheitsgrad und große Auflagen, sondern auch erhebliche Kritik ein. Seit Ma-

ckays Roman sind zahlreiche literarische, dokumentarische und historische Publikationen rund die Geschichte des Anarchismus erschienen, auch 2022, 150 Jahre nach der Gründung der Antiautoritären Internationale im Uhrmacher-affinen Schweizer Bergort Saint-Mier des Jahres 1872. „Mein anarchistisches Album“, nennt sich die jüngste Neuerscheinung zum Thema. Die Autorin Eva Demski hat sich in mehreren Kapiteln der Geschichte angenommen, indem sie sie sozusagen wiederentdeckt. Die 1981 beim Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt mit einem Sonderpreis ausgezeichnete Schriftstellerin führt wie eine Reiseleiterin in die Geschichte des Anarchismus ein und besetzt, ja vereinheitlicht geradeweise, den ersten Buchstaben des Alphabets. Das A im Kreis – es gilt als weltweit am meisten an Wänden gesprühte oder gemalte Symbol – zieht sich als (schwarz-)roter Faden über die Buchseiten ihres persönlichen Streifzugs. Wichtige Wegbereiter und Wegbereiterinnen werden erzählt und wiedererzählt, auch jene vom anarchistischen Arzt Ben Reitman erdachte literarische Figur einer Wanderarbeiterin und Landstreicherin namens Boxcar Bertha. Der Filmmacher Martin Scorsese verfilmte die Geschichte 1972 für das Kino. Demski hat das Album „aus reinem Vergnügen zusammengetragen“, ohne Anspruch „auf Wissenschaftlichkeit oder Vollständigkeit“. Sie kommt an Hans Magnus Enzensberger und Erich Mühsam nicht vorbei, auch nicht an Pippi Langstrumpf oder Peter-Paul Zahl, sie berichtet von heimlichen Erfolgen und bitteren Niederlagen. „Denn so sicher er nicht siegen wird, der Anarchismus“, schreibt Demski optimistisch, „so sicher wird er überleben.“ Im Zeichen des A.

Biennale di Venezia

Persona von Gerardo Goldwasser

Hannes Egger

GERARDO GOLDWASSER, PERSONA
FOTO Hannes Egger



Zu der von Cecilia Alemani ausgerichteten *Biennale di Venezia* 2022 und dem von ihr vorgeschlagenen Titel *The Milk of Dreams* zeigt Uruguay die Ausstellung *Persona* des Künstlers Gerardo Goldwasser. Kuratiert ist sie von Pablo Uribe und Laura Malosetti Costa.

Neben anderen, viel spektakuläreren und mehr rezipierten Länderbeiträgen, wie etwa jener von Simone Leigh im Pavillon der USA, der verspielte Ansatz von Francys Alys im Belgischen Pavillon oder die wunderbare Inszenierung von Melanie Bonajo im Niederländischen Pavillon in der *Chiesetta della Misericordia* in Canaregio, hat mich gerade dieses Projekt beeindruckt.

Der Pavillon von Uruguay liegt in den *Giardini*, etwas abseits, auf einem kleinen Hügel. Es ist ein eher kleines Gebäude, weit weniger repräsentativ als andere. Am Eingang erwartet die Besucher*innen ein Spiegel auf einer Holzpalette. Für viele ideal, um sich zu fotografieren oder noch einmal einen Blick in den Spiegel zu werfen, bevor die Ausstellung betreten wird. Ist die Frisur in Ordnung? Sitzt die Kleidung?

Eine sehr schlichte, wenn auch materialreiche Inszenierung bietet der 1961 geborene Gerardo Goldwasser im Inneren des Pavillons. In der Mitte des Raums sind

große schwarze Stoffballen übereinandergestapelt, an einer Wand hängen einzelne schwarze Ärmel von Herrenanzügen und irgendwo steht ein Meterstab. Bei genauer Betrachtung sind auf den Stoffballen Schnittmuster auszumachen.

Wie aus dem Nichts kommt eine Person – die Ausstellung heißt *Persona* – auf mich zu. Der Kleidung und den Werkzeugen nach könnte es sich um einen Schneider handeln. Er stellt sich mir als solcher vor und fragt, ob er mich vermessen darf. Neugierig willige ich ein. Der Schneider, später erfahre ich, dass er in Venedig tätig ist und nur an den Eröffnungstagen der *Biennale* für Goldwasser performt, nimmt Maß an mir. Zuerst die Schulterbreite, dann die Armlänge, Brustumfang usw. Alle Daten notiert er fein säuberlich mit einem Bleistift in einem kleinen Block. Während er mit seiner Meterschur hantiert, verwickelt er mich in ein Gespräch. Wir sprechen über Körpermaße, über standardisierte Kleidung, über *Fast-Fashion* und darüber, dass jeder Körper anders ist und es keinen Standard gibt. Nur die Textilindustrie verlangt nach Standards, da sie nach diesen produziert, um kostengünstige Waren herzustellen. Auf den Stoffballen sind solche standardisierte Kleidungsstücke mit weißen Flächen aufgedruckt. Es fällt auf, dass sie eng aneinander liegen, um am Verschnitt zu sparen.

Als der Schneider fertig hat, reißt er das Blatt mit meinen Maßen aus seinem Notizbüchlein und übergibt es mir. Wir reden weiter. Ich erzähle ihm, dass ich mir erst ein Hemd von einer Schneiderin habe fertigen lassen. Später gibt er mir noch seinen Kontakt, falls ich irgendwann einen venezianischen Anzug benötigen sollte. Die Begegnung mit dem Schneider war angenehm, es entstand sofort Nähe und Vertrauen.

Gerardo Goldwasser hat seit seinen ersten Arbeiten eine Reflexionslinie entwickelt, die mit dem Beruf des Schneiders zusammenhängt: als Beruf, als Zeichnen, das an genaue Regeln gebunden ist, als Wiederholung und als Institution von Normen, und all dies verbunden mit der Erinnerung, beginnend mit der Geschichte seiner Familie, die 1938 von Deutschland nach Uruguay emigrierte (die Schnitte der Anzugärmel an der Wand entstammen einem undatierten Modehandbuch seines Großvaters).

Persona bietet eine kritische Reflexion, die genauso intim als auch allgemein menschlich ist, es geht darum, wie wir Körper bedecken und zur Schau stellen, wie wir diszipliniert und unterschieden werden. Es geht um das Persönliche überhaupt: wie wir als Person wahrgenommen werden, wie wir auf die „Bühne“ treten, oder wie wir auf die „Bühne“ geschickt werden. Die Etymologie des Begriffs *Persona* geht auf das griechische Theater zurück und meint so viel wie „die Maske des Schauspielers“, und diese Maske kann als Ursprung der Kleiderkultur verstanden werden.

Goldwassers *Persona* fordert uns auf, über die Darstellung von Körpern und ihren Metamorphosen nachzudenken. Er lädt uns ein, in den Spiegel zu sehen, zu schauen wer wir sind und wie wir uns zeigen. Den Spiegel, den ich beim Betreten des Pavillons etwas banal fand, bekam nun eine ganz andere Dimension. Er ist das eigentliche Zentrum der Arbeit und bildet mit seiner glatten Oberfläche die Reflexionsebene. Insofern stelle ich mich beim Verlassen des Pavillons bewusst vor den Spiegel und betrachte meine Kleidung. Was bedeckt meinen Körper? Was trage ich? Woher stammen die Kleidungsstücke? Wie sehe ich mich? Wie sehen mich andere? Was denkt der Schneider über meine Kleidung? Ich bleibe in der Nähe des Pavillons und beobachte die anderen Besucher*innen, wie sie den Pavillon betreten, ihr Antlitz im Spiegel checken und manche es nicht lassen können, sich zu fotografieren. Ist nicht auch das Foto eine *Persona*, eine Maske, die durch die Sozialen Netzwerke getragen wird?

Iris & Pupille, Roman, Edition Laurin 2022

Anne Marie Pircher

Der Roman *Iris & Pupille* erzählt von einer großen Reise, eigentlich aber von der Flucht einer jungen Frau aus dem Südtirol der 1980er Jahre. Maria, sensibel und begabt, aber früh gebrochen, findet in dem Milieu, in dem sie aufwächst, nicht ihren Platz. Von Elternhaus und Umfeld fremdbestimmt, wagt sie die Rebellion, danach den Sprung über den großen Teich und findet eine neue Welt, die bis nach Äthiopien reicht. Schließlich auch einen sich anbahnenden Weg zum eigenen Ich. Ein packender Roman, der kraftvoll und poetisch die innere und äußere Welt einer jungen Frau auslotet. Eine Welt, die bei aller Abgründigkeit voller Musik und Leben ist.

– Von wo in Italien kommst du?
– Aus dem Norden, ganz oben im Norden.
– Dort, wo Torino liegt?
– Ich schüttle den Kopf.
– Weiter nördlich.
Berhanes Augen wandern über den Plafond. Als gelte es, einen genauen Punkt ausfindig zu machen. Das Zimmer ist beinahe farblos. Der dunkle Schrank, zwei weiße Stühle und das Waschbecken. Die blassen Bücherrücken. Der weiße, billige Store. Dahinter das Fenster wie immer gekippt. Draußen Stimmen. Der Himmel und die Sonne.
– Haile Selassie was our grandfather. You know?
Er dreht seinen Kopf zu meinem Gesicht, um sicher zu gehen, dass ich seinen Worten folgen kann.
– Wir waren eine große Familie. Eine schöne, große Familie. Jetzt sind wir über die ganze Welt verstreut. Hat Richard davon gesprochen, als er uns Dummköpfe nannte? Allesamt richtige Dummköpfe, denen nichts beizubringen ist. Nicht einmal die eigene Geschichte. Er fuhr mit seinem Finger über den riesigen Kontinent: Hier, sagt er, liegt Abessinien, das Hochland. War es Giftgas? Hat Richard davon gesprochen? Dass Mussolini einen Giftgasangriff gegen ein friedfertiges Volk unternommen hat?
– Auf dem Friedhof in Torino, fährt Berhane fort, liegt eine äthiopische Prinzessin. Sie heißt Romanework. Der Name bedeutet goldener Granatapfel. Sie war Selassies Erstgeborene und so jung wie ich heute, als sie starb.
– Ich bin keine Italienerin, sage ich zum Plafond, ich bin anders.
– Ich weiß, sagt Berhane, du bist anders.
Seine Augen suchen erneut das schmutzige Weiß über uns nach Zeichen ab, nach einem Anhaltspunkt.
– Die Sonne Afrikas geht niemals unter, sagt er und küsst meine Hand.
– You look Mediterranean, sagt er auch.
Die vielen Fotos. Gesichter mit mandelförmigen Augen und schmalen Nasen. An den Wänden hängen sie als Schwarz-Weiß-Aufnahmen. Dahinter, im anderen Raum, einige auch in Farbe.
Ich fühle nichts. Nur die Leere eines Vakuums. Lichtmädchen. Du bist mein Lichtmädchen, sagt Vater. Das Weiß seiner Zähne leuchtet mir einen Weg, den ich nicht gehen will, aber dennoch ging. Bis Irene in mir einen Nerv geweckt hat. Sie hat ihn angestachelt und ich bin explodiert. Gegen die Pläne meines Vaters.

Gegen das Leuchten. Wie ein Motor bin ich angesprungen und in den Abgrund gerast. In einen stolzen, übermütigen Abgrund. Aber immer noch versuche ich, Vaters Geruch abzuschütteln. Als wär's mein eigener.

Dale ist da. Er ist immer da, wenn ich abends nach Hause komme. Er fragt jedes Mal, ob ich Hunger habe und wie es Berhane und den anderen geht. Er ist müde von der Arbeit und den Kindern. Auch von der Therapie, die er und Linda getrennt absolvieren. Manchmal spricht er mit mir über Linda. Immer hat er Verständnis für sie.
– Vielleicht, sage ich, hat sie dich gar nicht verdient. Solche Sätze tun ihm gut. Ich sage sie nur, weil ich weiß, dass er niemals eine Grenze überschreiten würde. Nie würde er bei mir billigen Trost suchen. Nachdem die Musik läuft und alles seine Ordnung gefunden hat, das heißt die Kinder im Bett sind und Linda auf dem Weg zu Giulio, setze ich mich zu ihm. Heute brennt die erste Kerze am Leuchter. Dale hat ihn an die große Glasfront neben dem Eingang gestellt. Es ist der 15. Dezember, in diesem Jahr der Beginn des jüdischen Lichterfestes. Das erste religiöse Ritual, das ich in diesem Haus kennenlerne.
– Wir sind keine praktizierenden Juden, wiederholt sich Dale, aber das Chanukkafest hat sich irgendwie bei uns eingeschlichen. Ich finde die Steigerung von Licht an jedem Abend, gerade jetzt, wo die Sonne früh verschwindet, schön. Irgendwie beruhigend.
– Wir haben um diese Zeit den Adventskranz mit seinen vier Kerzen.
– Wir feiern Weihnachten auch. Obwohl, dieses Jahr ... wird es kompliziert.
Er reibt an seinem Bart und wirkt ratlos. Ich würde ihn am liebsten fragen, warum er sich nicht wehrt. Warum er alles so hinnimmt. Aber ich denke, dass ich kein Recht dazu habe.
– Die Kinder mögen dich, sagt Dale, vor allem Gabriel, und das will was heißen. Er ist zu reif für sein Alter, zu intelligent auf eine Art, die ihm nicht guttut. Ich frage mich oft, wann er sein Kindsein aufgegeben hat. Ich hab's nicht bemerkt. Er war wohl immer schon so, aber Linda und ich waren nicht imstande, seine Energie richtig zu lenken. Sport tut ihm auf jeden Fall gut. Ich bin dir dankbar, dass du ihn zu seinen Baseballspielen begleitest. Es ist wichtig für ihn.
Dale macht eine Pause und atmet tief durch. Sein Blick bleibt am Leuchter hängen, bis er sich einen Ruck gibt.
– Ich rede meistens über mich oder die Kinder. Erzähl mir von dir. Was interessiert dich, Maria, was wirst du tun nach deinem Amerika-Abenteuer? Ich hoffe natürlich, du bleibst noch lange bei uns. Wir alle haben uns so an dich gewöhnt. An deine feine Art, mit uns umzugehen. Du musst eine wunderbare Familie haben, erzähl mir etwas, wir wissen so wenig von dir ...
Ich erzähle mit ausweichendem Blick wieder das gleiche. Nämlich vom Geschäft meiner Eltern. Vom Dorf, das von Touristen heimgesucht wird. Von meiner Schwester Sigrid, die in einer Stadt in Oberitalien Jura studiert. Ich erzähle auch wieder von Toni, meinem kleinen Bruder, der gar nicht mehr klein ist und Klavier spielt. Am liebsten

Beethovens *Für Elise*. Aber das alles weiß Dale ja schon. Von mir selbst weiß ich wenig zu berichten. Denn ich bin ein übervolles Blatt, das besser nicht berührt wird. Für meine Zukunft habe ich nur ein Achselzucken. Dales Blick lässt mich in Ruhe. Später wünscht er mir eine gute Nacht. Und ob ich Lust hätte, mit ihm und den Kindern einmal in den Yosemite Nationalpark zu fahren. Oder nach Mammoth Mountain zum Skifahren oder Snowboarden.

Wo immer ich bin, ist eine Grenze. Mein Leben ist eine einzige Grenze. Die Mauern sind weiß. In den Balkontüren kratze ich den Kitt aus den Fugen. Wenn es sein muss, auch mit einem Messer. Draußen werfen die anderen kleine Steinchen an die Glasscheibe. Sie kommen mit dem Fahrrad. Sie kommen immer wieder, obwohl ich nicht ans Fenster trete und mich nie bemerkbar mache. Sie wissen einfach, dass ich hier drin bin. Sie lachen über mich, das kann ich hören. Das Haus ist billig gebaut, man hört zu vieles. Ich lerne, meine Hände an die Ohren zu legen, zuerst leicht, dann immer fester mit gehörigem Druck. Wenn ich die Hände wieder wegnehme, sind auch die Stimmen fort. Ich drehe mich zur anderen Seite, dort sind drei Fenster, die zum Garten liegen. Ich knie mich auf die Bank und stütze meinen Kopf in die Hände. Die Trauerweide im Garten ist mein Ziel. Sie kann ich lange betrachten, ohne müde zu werden. Ausgerechnet meine Mutter hat sie gepflanzt. Sie, die Traurige, braucht zu ihrer Traurigkeit noch eine Trauerweide im Garten. Doppeltes Glück. Zehnfache, hundertfache Trauer in der Weide. Wenn ich die Vögel nicht hätte. Wenn die Zwiesprache mit den Vögeln ausbliebe, dann könnte ich mich schlafen legen. Für immer. Die Bank ist so aufgeteilt, dass ich dreimal die Aussicht wechseln kann. Immer in den Garten und immer ist da ein Teil der Trauerweide. Vom mittleren Fenster aus könnte ich nach ihr greifen, so nah, wenn ich es wagen würde, das Fenster zu öffnen. Auf dieser Bank hat Vater unserer Angela beim Fensterputzen irgendwohin gefasst. Ich stand in der Tür, bin leise wie immer gekommen. Sie haben mich nicht gesehen. So will ich auch einmal werden. So schön und gut wie Angela. Dann bin ich Vaters Glück.

Eine außergewöhnliche Autorin

Lydia Zimmer

Jamaica Kincaids Biografie ist spannend, inspirierend und bemerkenswert. Auffällig ist, dass diese Autorin im deutschsprachigen Raum kaum bekannt ist, während sie im englischsprachigen Raum seit Jahren begeistert gelesen und als Literaturnobelpreisträgerin gehandelt wird. Dank der Neuübersetzungen im Kampa Verlag kann man die Autorin nun auch auf Deutsch lesen und ihr Werk entdecken.

Die Schriftstellerin ist als Eliane Potter Richardson 1949 auf der Insel Antigua geboren. Damals war diese Insel noch eine britische Kolonie; dies ist für die Autorin eine prägende Erinnerung. Sie wächst dort in einfachen Verhältnissen auf. Ihre Mutter heiratet Mitte der 1960er-Jahre ein zweites Mal. Der neue Ehemann, ihr Stiefvater, bringt drei Söhne mit in die Ehe. Es ist kein Platz mehr im Haus für die Tochter: Mit 17 Jahren geht sie – nicht ganz freiwillig – in die USA.

Eliane Potter Richardson alias Jamaica Kincaid arbeitet als Kindermädchen in New York City. Sie bezeichnet diese Phase ihres Lebens als Zeit des Dienens: Sie ist Dienerin einer Familie. Während dieser Jahre geht sie zur Abendschule und danach aufs College. In einem Interview erzählt Jamaica Kincaid, dass ihre Mutter nicht nachvollziehen konnte, was das eigentlich bedeutet. 1972 wechselt die Autorin ihren Namen und wird Jamaica Kincaid, um zu veröffentlichen, jedoch unerkannt zu bleiben und vor ihren Eltern zu verheimlichen, dass sie publiziert. Diesen Namen trägt sie bis heute.

Nach ihrem Collegeabschluss kündigt Jamaica Kincaid die sichere Anstellung in der Familie und zieht in eine WG mit mehreren Frauen, wo sie unter ärmlichen Verhältnissen lebt. Sie schläft auf Zeitungen am Boden. Doch sie feiert das Leben und lebt intensiv.

Jamaica Kincaid sagt von sich, dass sie sehr viel Glück hatte: Sie lernt einen Journalisten der *New York Times*

kennen und bewirbt sich dort um eine Stelle – mit Erfolg. Quasi über Nacht wird sie 1978 mit einer Kurzgeschichte berühmt: *Girl* ist eine Geschichte mit nur einem einzigen Satz, bestehend aus Anweisungen einer Mutter an ihre Tochter, was sie zu tun und was sie zu lassen hat, um das Leben zu meistern. Und durch diesen Erfolg ist der Autorin eine Festanstellung bei der *New York Times* gesichert: über 20 Jahre bis Mitte der 1990er-Jahre schreibt sie für die *New York Times*.

1983 publiziert sie ihren ersten Band mit Kurzgeschichten: Die Liste ihrer Veröffentlichungen von journalistischen Texten, bis zu Romanen und Sachbüchern ist unendlich lang. Ihr erster Roman, *Annie John*, erschien 1985. Dieses Buch wird diesen April neu auf Deutsch im Kampa Verlag aufgelegt.

Ihre Themen sind zeitlos: Ihre Romane thematisieren die Rolle der Frau – als Tochter und Mutter, als schwarze Frau, als Angehörige einer ehemaligen Kolonie am Rande der Welt. Typisch für ihre Romane sind die starken autobiografischen Bezüge und die eigenwillige Sprache. Sie schreibt, was sie denkt und wie sie denkt. Sie unterteilt ihre Romane in leicht lesbar oder schwer lesbar. Jamaica Kincaid ist eine unkonventionelle Schriftstellerin.

Die heute 72-jährige Schriftstellerin lebt in Vermont, im Nordosten der USA, und hat dort einen grossen Garten. Ihr thematisches Spektrum ist breit, und immer wieder gibt es einen biografischen Bezug. So wundert es nicht, dass sie auch Bücher über das Hobby und Gärtnern veröffentlicht.

Jamaica Kincaid unterrichtete nicht zuletzt jahrelang an der Universität Harvard *African and African American Literature*. Vom Kindermädchen zur weltbekannten Autorin und Literaturprofessorin: Sie wäre eine würdige Literaturnobelpreisträgerin!

Autor*innen

Hannah Berestizhevsky
Künstlerin, Kunsterzieherin, *Barcelona*

Hannes Egger
Künstler, Autor, Dozent an der UniBZ, *Lana*

Massimo Giovannini
Fotograph, *Trient*

Martin Hanni
Kulturpublizist, Filmemacher, *Bozen*

Gabriel Kuhn
Autor, Übersetzer, Betreiber des Blogs *lefttwothree.org*, *Innsbruck/Stockholm*

Maria Dolors Marin
Sozialwissenschaftlerin und Historikerin, *Barcelona*

Alfredo Meschi
Künstler, *Livorno*

Philipp Mock
Künstler, Unternehmer, *Wien*

Markus Pfeifer
CTO und Befindlichkeitsblogger, *mequito.org*, *Berlin*

Haimo Perkmann
Kulturjournalist, Übersetzer, *Meran*

Anne Marie Pircher
Schriftstellerin, Lyrikerin, *Kuens/Meran*



Jamaica Kincaid im Kampa Verlag:

Annie John. 224 Seiten. Roman. Aus dem Englischen von Barbara Henninges

Mister Potter. 224 Seiten. Roman. Aus dem Englischen von Anna und Wolf Heinrich Leube

Nur eine kleine Insel. 112 Seiten. Aus dem Englischen von Ilona Lauscher

Am Grunde des Flusses. 144 Seiten. Erzählungen. Aus dem Englischen von Sarah und Moritz Kirsch

Mein Garten(Buch). 272 Seiten. Aus dem Englischen von Renate Orth-Guttmann



STIFTUNG FONDAZIONE
SPARKASSE

**Wir stiften Zukunft
Promuoviamo futuro**